

Erzgebirgische Heimatblätter



Beilage der Obererzgebirgischen Zeitung

Nr. 4 — Sonntag, den 24. Januar 1937

Druck und Verlag von Friedrich Seidel, Hauptschriftleitung: Siegfried Seidel, beide Buchholz i. Sa.

König Winters Töchterlein im Märchenwald am Fichtelberg

„Es war einmal . . .“ so wie alle Märchen anfangen, müssen auch wir beginnen, wenn wir an all die Pracht und Herrlichkeit denken, die König Winter um sein Schloß am Fichtelberg einstmals aufgebaut hat. Da waren die Fichten und Tannen tief verschneit, just wie es unser Bild hier zeigt. Gar tief verneigten sie sich vor ihrem König Winter und waren doch selbst gar mächtige Bergriesen, zu denen die Menschen aufschauen wie Zwerge. Aber sie wußten es, der König Winter war ihr Beherrscher.

Während des ganzen Jahres spielte sein Bote, der Bergwind, in ihren Wipfeln und ließ ein Lied erklingen, wie Harfenton. Das ganze Jahr hindurch hatte der Bergwind ihnen erzählt von dem König Winter, der da kommen würde, um ihre stolzen Häupter unter seiner Schnee- und Eislast zu beugen. Ein gar mächtiger König wäre das, der da kommen würde und wohnte in dem Zauberschloß bei Oberwiesenthal am Fuße des

Fichtelberges, von dem die alte Sage zu erzählen weiß. Das alles hatten die Bergriesen mit angehört und sie wissen von diesem seltsamen Schloß, in dem die Wände getäfelt sind mit gar mächtigen Spiegeln aus blankem Eis. Durch den weiten Spiegelsaal aber tanzten die Elfen ihren Reigen um Bergkönigs wunderbares Töchterlein. Ein Leuchten geht von diesem Schloß hinaus in den stillen Winterwald. Das hat schon manchen einsamen Wandersmann verlockend angezogen. Horch — das klingt wie das Lied der Loreley, die zu sich empor den Schiffer zog aus dem Kahn. König Winters Töchterlein ist gleichschön und von derselben Lieblichkeit. In ihrem Silberhaar glänzt das Diadem der schönen Weihnachts- und Winternacht. Das funkelt durch den stillen Wald. Frohlockend aber klingt ihr Lied. Wer war ihr nicht verfallen — dieser weißen Königinstochter, die da vorüberreitet in dem stillen Märchenwald. Silberhell klingen die Glöcklein, wenn sie in die Zügel greift. Horch nur hinein in den stiller Winterwald und lausche, was alles er dir zu erzählen weiß. Ganz still, ganz einsam mußt du freilich gehen

und abseits fahren von dem großen Trupp der Stifahrer, die jetzt zur Winterszeit durch den Bergwald ziehen, abseits mußt du gehen — hörst du — und mußt warten, bis am Himmel die Sterne angezündet werden. In klarer Pracht stehen sie über dir. Geisterhaft huschen die Schatten über den weißen Schnee. Ein Läuten hebt an, ganz zart und fein, das sind die Silberglöcklein! Der Menschen schönster Traum beginnt Wahrheit zu werden, wenn sie erklingen. Du selbst bist dann nicht

mehr von dieser Welt — du spürst wie König Winter um dich her zauberhafte Fäden spinnst. Weit, weit fort trägt er deine Gedanken aus diesem irdischen Sannertal. Ja, das ist der Lohn solch einsam schöner Schneeschuhfahrten durch unseren verschneiten Erzgebirgswald, daß wir uns dem Alltags einmal ganz entziehen und hingezogen fühlen in ein ander Reich, in dem uns keine Sorge drückt, in dem wir wieder frei aufatmen dürfen



Berschneller Wald am Fichtelberg.

und uns selbst gehören. Das ist ja das Köstliche an den selten schönen Wintertagen, daß sie uns den Zauber einer reinen Natur offenbaren, die in uns ersticht war von der drückenden Atmosphäre des Alltags, und sich uns nun neu erschließt in einer ungeahnten Pracht und Schönheit. So ziehen wir ein in das Reich zu Bergkönig Winters Töchterlein. Auf weißem Schimmel reitet sie daher, kommt auch zu dir. Wie silberhell die Glöcklein klingen wenn sie in die Zügel greift. In ihrem Auge liegt grenzenloser Liebe süßer Blick. Bist ihr verfallen — auf sieben Jahr, sobald du den weißen Saum ihres Hermelins nur leis berührst — das merk dir fein, wenn sie vorüberreitet. Das merk dir fein, du stiller Wanderer und bist der erste nicht, den süß ihr Blick betört. Sie ist wie eine Himmelskönigin, entzückend ist ihr Bild. Ein Zauber ist's zur mittlernächtigen Stunde in jenem Märchenwald um König Winters Schloß am Fichtelberg. „Gib acht — mein Sohn — gib acht — hell klingen meine Glöcklein — ein einziger Blick — dann bist du mein — gib acht!“

S. Sdl.

Begegnungen mit den Menschen des Erzgebirges

„Eine schöne Frau muß sie gewesen sein“, sagte eine Urlauberin vor dem Denkmal der Barbara Uttmann auf dem Annaberger Marktplatz. „Und klug war sie auch“, ergänzte der Arbeitskamerad, der uns durch die Stadt führte. „Sie hat Not und Elend von unseren Vorfahren abgewendet. Man nennt sie den Engel und die Wohltäterin des Erzgebirges. Seht einmal den Klöppelsack, den sie im Arm hält! Davon leben heute noch unendlich viele Familien hier oben.“

Barbara Uttmann führte vor vierhundert Jahren das Spizentklöppeln ein. Sie hatte es von Brabanter Frauen und Mädchen kennengelernt.

„Seht es euch an, besonders ihr Mädels müßt es euch einprägen, das Bild des Denkmals. Es ist das einzige in Deutschland, das die weibliche Handarbeit ehrt.“

In der Spizentklöppelschule in Oberscheibitz mußten wir wieder an Barbara Uttmann denken. Da saßen wohl an die fünfzigwanzig Frauen und Mädchen in dem freundlichen, hellen Raum der Schule vor ihren Klöppeltischen, drehten und warfen die kleinen hölzernen Klöppel durcheinander und arbeiteten so an der Herstellung von Spizendecken, Spizentaschentüchern usw. usw.

Die Lehrerin hieß uns willkommen. Die Kinder blickten einen Augenblick von ihrer Arbeit auf. Wir standen um den Tisch herum und sahen ihnen zu. Auf hübsch bemalten Ständern lagen die dicken Rollen, die Klöppelsäcke, jede mit einem bunten Bezug versehen.

„Klöppeltischbezüge sind die landesüblichen Geburtstags- und Weihnachtsgeschenke für Kinder und Frauen“, erklärte die Lehrerin. „Es geht bescheiden bei uns zu“, fügte sie hinzu. Wir sahen die geschäftigen Finger und Hände der fleißigen Kinder. „Es gibt Familien, in denen klöppeln die Kinder schon, wenn sie noch gar nicht in die Schule gehen. Hier muß eben jeder mithelfen, damit die Familie zu leben hat.“

Wir wollten unseren Gästen ein Lied vorsingen“, wandte sie sich an die Kinder.

Ein junges Mädchen stimmte an: „Deitsch on frei wolln mr sei, on da bleibn mr a derbei, weil mr Erzgebircher sei“. Und alle sangen mit.

Wenn man ein Land und seine Bewohner kennenlernen will, darf man es nicht beim Zusehen bewenden lassen. Die Tracht der jungen und alten Klöpplerinnen ist bunt und hübsch, die Lieder klingen lustig, und das Klöppeln selbst sieht bei aller Kompliziertheit der einzelnen „Schläge“ und dem Durcheinander von Fäden und Holzstäbchen mehr originell und kurzweilig als nach ernster Arbeit aus.

Die Berliner Mädels nahmen den Besuch der Klöppelschule zunächst als — sagen wir: Volkstumsvorführung und weniger als Berufsschulung hin. „Ach die niedlichen Deckchen!“, „Oh, die hübschen Spizen!“, „Seht einmal das Brauttaschentuch!“, „Rein, wie süß diese Kante!“ sagten sie. Beim Abendessen erzählten sie ihrer Quartierwirtin von dem Besuch der Klöppelschule.

Die sagte: „Haben Sie es nicht einmal selbst versucht?“

Berliner Urlauber wollten das Klöppeln lernen. Die Lehrerin machte zuerst ein unglaubliches Gesicht, als die Besucher

sagten: „Dürfen wir nicht mitarbeiten?“ Aber als sie merkte, daß es den Urlauberinnen und Urlauberinnen ernst war mit der Bitte, holte sie lächelnd einige Klöppeltischen aus dem Schrank, verleihte die Frauen und Männer auf die Plätze und drückte jedem einzelnen vier Klöppel in die Hand.

„Schwer ist es nicht“, sagte sie beruhigend.

„Man lernt es durch Übung, und anfangen mußten alle.“

— Also der einfache Neßschlag mit vier Klöppel.“

Sie setzte sich zu einem Urlauber, der die zarten Holzstäbchen mit den schön polierten Schalen in seinen Händen hielt.

„Jedes Paar zunächst nach links drehen, dann den rechten Klöppel des linken Paares über den linken Klöppel des rechten Paares legen und fest auseinanderziehen.“ Sie machte es schnell vor und lächelte: „Das ist die ganze Kunst, wenn Sie das fix und schnell machen, können Sie schon bei den Achtjährigen mitarbeiten!“

Da saßen die Frauen und Männer und überlegten: „Rechtes Paar — linker Klöppel — übereinander — auseinander — rechter — linker — linker — rechter — ...“

Die Kinder blickten amüsiert zu den großen Leuten herüber, die sich abmühten und zählten und fragten.

Plötzlich sagte ein Urlauber laut: „Und wie lange dauert es, bis eine Taschentuchspitze fertig ist?“

„Es ist noch kein Meister vom Himmel gefallen“, beruhigte ihn die Lehrerin. — „Aber wenn eine Familie davon leben will, dann müssen sich Mutter und Kinder sehr anstrengen.“

Als wir in der Abenddämmerung nach Scheibitz zurückgingen, sahen wir das schöne erzgebirgische Land mit anderen Augen.

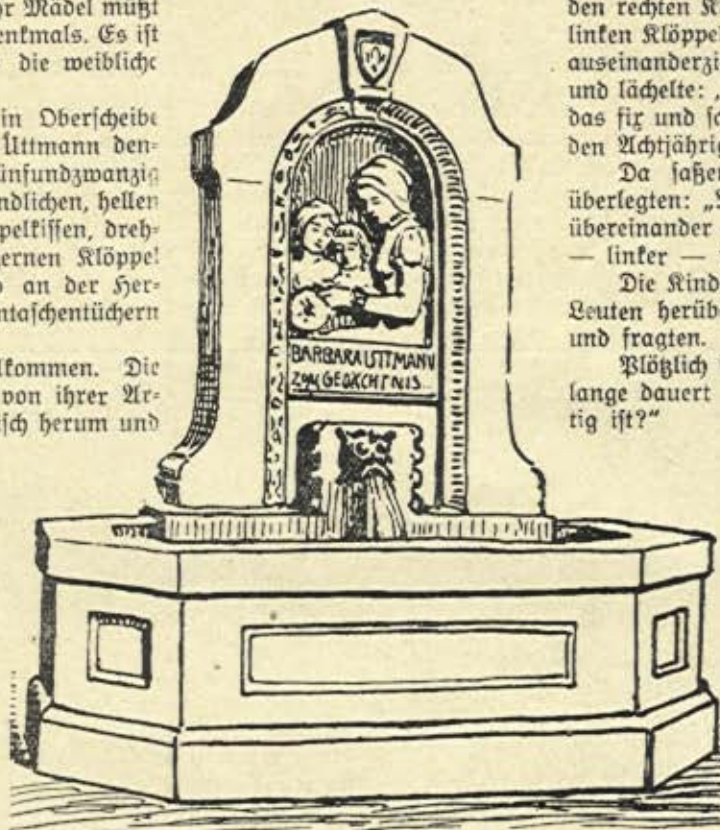
Wir sahen es besser, erkannten und begriffen es tiefer, nachdem wir das ernste Spiel des Klöppelns einmal selbst probiert hatten.

„Wie war das doch gleich mit dem Neßschlag?“ fragte die blonde Gerda.

Ja, wir war das doch? Man vergißt die Einzelheiten leider nur allzu schnell. Aber in den Herzen blieb das Lied zurück, das die Kinder sangen, und das uns erst richtig aufging in seiner Tiefe, denn wir hatten ein Stück von dem schweren Leben des treuen erzgebirgischen Menschen kennen gelernt:

Heil eich, ihr deitschn Brüder! Grüß Gott viel tausndmal!
Auf, auf, singt deitsche Lieder; deß rauscht vo Barch on Tol.
Denn 's gitt so onnrer Hamit in alter deitscher Trei;
Laßt's weit in Land nei klinga, deß mir Erzgebircher sei.
Deitsch on frei wolln mr sei,
On do bleibn mr aa drbei,
Weil mir Erzgebircher sei.

Noch aa dr Stormwind fausn, huch drubn of freier Höh,
Biegn Barch on Wälder draußn, versteckt in tiefen Schnei,
In onnra Elternhütt'n, do wuhnt Gemüthlichkeit,
On alta, deitsche Sitt'n sei drham be onnra Zeit.
Deitsch on frei wolln mr sei,
On do bleibn mr aa drbei,
Weil mir Erzgebircher sei.



Das Barbara-Uttmann-Denkmal in Elsterlein

Im Winterparadies



(Atlantic, R.)

im weißen Bergwald, und sie sind voll der Freude über ein reines und ungetrübtes Winterferienglück. Es sind aber nicht nur die bayerischen Alpen, die mit ihren ewig schneebedeckten Gipfeln uns solch ein Winterferienglück spenden können, sondern es sind auch unsere deutschen Mittelgebirge, insonderheit unser schönes Erzgebirge, welche sich des guten Rufes für die Winterferien erfreuen. Die Schönheiten des erzgebirgischen Winters zu genießen, sind die Verwaltungen der Gemeinden, Länder und des Reiches bemüht, gute Verkehrsmöglichkeiten zu schaffen, um jetzt auch unser Erzgebirge zu erschließen, was einst in tiefem Dornröschenschlaf lag. Kommt in den schönen Bergwinter — in unser Erzgebirge — hier ist das rechte Winterparadies!

(Mauritius, R.)

Wir Erzgebirgler betrachten diese Bilder gewiß mit ganz besonderem Interesse. Wenn wir unsere Berge mit dem oft idealen Skigelände auch nicht vergleichen können mit den gewaltigen Massiven der Alpenwelt, in die uns die Bilder führen, so ist es doch die Freude am Wintersport selbst, die uns zusammenführt und die uns gemeinsames Erleben schenkt. Garmisch-Partenkirchen (Bild nebenstehend), da liegt es vor unseren Augen in seiner ganzen Winterpracht und Herrlichkeit, und wem es je im Leben vergönnt war, durch seine Straßen und Gassen zu wandern, dem wird beim Anblick unseres Bildes manch liebe Erinnerung lebendig werden. Der Skiklub Partenkirchen veranstaltete hier im Januar dieses Jahres, vom Wetterglück begünstigt, auf der großen Olympiaschanze im Skistadion einen internationalen Sprunglauf. Ein großer Erfolg war dabei die erstmals auf der Welt durchgeführte Bekanntgabe der Haltungsnote über den Lautsprecher nach jedem einzelnen Sprung. Die Zuschauer waren daher ebenso wie die Springer über den Stand der Wettbewerbe jederzeit auf dem Laufenden. — Unser zweites Bild ist auch ein rechtes Winteralpenbild und zeigt unsere Sportler auf dem Vormarsch ins Skigelände. Wem rechtes Ferienglück beschieden ist, der findet hier mitten im strengen Winter eine Erholung, wie sie auch der schönste Sommermonat uns besser nicht bescheren kann. Gerade jetzt hat die Sonne in den Bergen eine ganz besondere heilkräftige Wirkung und bräunt die Haut. Wir sehen es den frischen roten Gesichtern der Sportler an, wenn sie heimkehren von ihren Fahrten



5 Erdteile ♦ 5 Schicksale

(3. Fortsetzung.)

„Heidelberg“ und „Pilsner“.

Dr. Schulze wohnte in einem nördlichen Vorort, der Heidelberg hieß. Während uns der schnelle und laubere elektrische Zug nach unserem Ziele brachte, erzählte mir Schulze, daß er bereits Arzt in Deutschland gewesen sei. Um hier eine Praxis auszuüben, mußte er jedoch an der hiesigen Universität sämtliche Examina erneut ablegen.

Die beiden möblierten Räume, die der junge Arzt in einem hübschen Einfamilienhaus bewohnte, waren hell und freundlich. Nur klagte Schulze, daß er in den Wintermonaten arg gefrostet habe, denn die Räume besaßen keine Heizgelegenheit. Während er mich für kurze Zeit allein ließ, nahm ich dem Schreibtisch, auf dem eine Fotografie meine Aufmerksamkeit erregt hatte. Neben dem Bild, das eine junge Dame im Reittostüm darstellte, lag ein Band von Kendall, des Lyrikers und Schilderers australischer Natur.

Der Arzt erschien jetzt mit mehreren Flaschen „Pilsner“. Einem ausgezeichneten einheimischen Bier. Es war gerade richtig kalt und mundete köstlich. Mein Blick fiel erneut auf das Bild des auffallend schönen Mädchens. Schulze sah es und er sagte: „Es ist das Bild meiner Braut; sie befindet sich zur Zeit in Adelaide.“

Er hatte anscheinend das Bedürfnis, sich auszusprechen und so erfuhr ich seine nicht alltägliche Geschichte.

Dorfarzt in Franken.

Dr. Schulze übte bereits zwei Jahre in einer kleinen Ortschaft Frankens den Beruf eines praktischen Arztes aus, als eines Tages in der Nähe seines Hauses ein Autounglück geschah. Einer der Insassen, ein schon älterer Herr, erlitt dabei einen komplizierten Schenkelbruch. Man brachte den Verwundeten, in dessen Begleitung sich eine junge Dame befand, in das Haus des Arztes. Dr. Schulze erfuhr, daß der Verunglückte ein australischer Viehzüchter deutscher Abstammung war. Er und seine Nichte befanden sich auf dem Wege nach Oberammergau. Der Australier, ein Herr N., hatte einen großen Widerwillen gegen Krankenhäuser und Kliniken und da es ihm im Hause des jungen Arztes gefiel, bat er diesen, ihm bis zum Zeitpunkt, da er sich wieder bewegen könne, Obdach zu gewähren.

Dr. Schulze willigte ein. Und es war nicht die ansehnliche Vergütung seitens des Patienten, was ihn an erster Stelle dazu bewog. Gertrud N., die 19jährige Nichte des Schafzüchters, hatte auf ihn einen unauslöschlichen Eindruck gemacht. Sie wohnte jetzt im Gasthaus des Ortes, doch verbrachte sie selbstverständlich den größten Teil des Tages am Krankenbett ihres Onkels. In Begleitung des jungen Arztes unternahm sie einige Ausflüge in die schöne Frankenlandschaft, doch es kam zu keiner Aussprache. Als es der Zustand des Onkels endlich erlaubte, sah der Arzt mit wehem Herzen seine Angebetete fortziehen. Er war überzeugt, nie wieder von ihr etwas zu hören.

Glück — Unglück — Glück.

Um so mehr überraschte und erfreute es ihn, als er ungefähr zwei Monate später aus Australien ein Schreiben erhielt. Gertrud N. schrieb im Auftrage ihres Onkels, der sich für die sorgfältige Pflege im Hause des Arztes nochmals bedankte. Zwischen den zwei jungen Menschen entspann sich nun ein Briefwechsel, der immer inniger wurde. Vielleicht war es die riesige Entfernung, die sie voneinander trennte, was dem kleinen Dorfarzt letzten Endes den Mut gab, der reichen Erbin seine Liebe einzugestehen.

Er erfuhr, daß sie seine Gefühle erwiderte. Und dann kam der Brief des Onkels, der ihm mitteilte, daß er gegen die Vereinerung seiner Nichte mit ihm nichts einzuwenden habe. Da er sich aber von seiner an Kindesstatt angenommenen einzigen

Begegnungen mit deutschen Männern in ferneren Ländern / Ein Erlebnisbericht von Andreas Polher.

Copyright by Verlag Presse-Lagesdienst, Berlin W 35

Verwandten nicht trennen wollte, machte er zur Bedingung, daß der Arzt nach Australien käme.

Dr. Schulze zögerte nicht lange. Er machte seine geringe Habe zu Geld und schiffte sich in Bremen ein.

Als er in der glückseligen Stimmung den australischen Boden betrat, empfing ihn eine Hiobsbotschaft. Herr N. war vor einigen Tagen einem Herzschlag erlegen und es ergab sich schon jetzt, daß der angeblich schwerreiche Mann vollkommen ruiniert war. Die Gläubiger beeilten sich, auf das, was noch vorhanden war, die Hand zu legen. Zum Glück besaß Schulze noch soviel Geld, daß es für seine und Gertruds Rückreise nach Deutschland, wenn auch nur für billigste Schiffsklasse, reichte. Doch das Schicksal wollte es anders. Auf dem Wege zu dem Schiffsfahrtsbüro stiehlt man Schulze seine Brieftasche. Er besitzt jetzt keine ganze drei Pfund. Was soll er beginnen? Gertrud hat eine entfernte Verwandte in Adelaide. Die alte Dame, die von einer bescheidenen Rente lebt, ist bereit, Gertrud bei sich vorläufig aufzunehmen.

Schulze aber blieb in Melbourne, wo er leichter Arbeit zu finden hoffte. Als Arzt durfte er sich nicht betätigen, doch er war bereit, jede Arbeit zu verrichten. Er fand auch schließlich eine Anstellung in einer pharmazeutischen Fabrik — als Porter.

Dann bringt ihn der Zufall mit dem Russen zusammen und er wird, wenn auch innerlich widerstrebend, Assistent des Wunderdoktors. Jetzt hat er Zeit, sich auf die Prüfungen vorzubereiten. Wenn er sie dann hinter sich hat, wird er sich in Sidney oder auch in Adelaide als Arzt niederlassen und seine Braut, die er nur selten sieht — denn er muß sparen und die Entfernung zwischen Melbourne und Adelaide ist beträchtlich — heiraten.

Dies war die Geschichte des „Zauberlehrlings“, wie ich sie aus seinem eigenen Munde vernahm. Ich hoffe, er hat seine Gertrud längst geheiratet und besitzt heute in einer der wenigen Großstädte Australiens — in denen ich persönlich ja nicht wohnen möchte — eine auskömmliche Praxis.

Der gelbe Mönch im Paradies.

Im Garten Eden.

Das Paradies Adams und Evas, existierte es jemals, bestand sich auf Lanka. Ich war bereit, an diese Ueberlieferung zu glauben. Um die Bracht — welch' armseliges Wort für das Wunder —, den Zauber, die Herrlichkeit, das Berauschte, das Einmalige dieses Stückchens Erde, das wir heute Ceylon nennen, annähernd zu veranschaulichen, müßte man Waser sein; doch selbst der Pinsel der großen Farbentünstler hat hier versagt — soll ich es da versuchen, die erschütternde Schönheit der Insel mit einer nüchternen Schreibmaschine wiederzugeben?

Das Auto rollte auf einer vorzüglichen, dem Urwald abgewonnenen Straße zwischen Kokospalmen, Palmyrapalmen, Mangobäumen, Brotbäumen, Hecken mit leuchtenden Blüten, zwischen Tamarinden, Hibiskus, der ganzen üppigen Flora der Paradies-Insel, deren vollständige Aufzählung man dem Nichtbotaniker erlasse. In den Aesten, Büschen und Hecken sangen bunte Vögel, kreischten Papageien, hämmerten Spechte, lachten Jackas und schimpften Affen. Elefanten, auf dem Rücken dreivierteilte Eingeborene, schritten majestätisch vorbei.

Und dann befand ich mich in Anuradscha, der verfunkenen Stadt. In der einstigen, nach dem Feldherrn Anuradscha benannten Metropole der Arier, der Urbewohner Lankas. Was von ihr übrig geblieben ist, verdient die Bezeichnung: monumental! Gewaltige Dagabas, kegelförmige Pyramiden, aus Millionen Ziegeln zusammengefügt, richtige kleine Berge mit in Granit gehauenen Ornamenten — sie dienten (den Buddhisten) als Heiligengräber. Eine dieser Dagabas enthält einen Schutternknochen Buddhas, und in Maha Bihare, dem großen Heiligtum von Anuradscha, befindet sich an einer Wurzel des allerheiligsten

Bo-Baumes, unter dem Siddharta die Erleuchtung empfang. Die versunkene Stadt auf Ceylon ist einer der wichtigsten Wallfahrtsorte der Buddhisten.

Der geheimnisvolle Mönch.

So tummelten Hunderte von frommen Pilgern, Mönchen, Priestern und Schülern zwischen den Jahrtausende alten Bauten und Denkmälern. In einer Gruppe von gelbgekleideten Dienern Buddhas fiel mir ein Gesicht auf, dessen Züge ausgesprochen europäisch waren. Der leuchtendgelbe Ueberwurf, den der Mönch nach der Art der Buddha-Statuen trug, bildete einen im buchstäblichen Sinne des Wortes grellen Kontrast zu diesem schmalen, von der Sonne gebräunten Antlitz von edler Prägung. Der Mönch hatte bereits mein Interesse für ihn entdeckt; unsere Blicke kreuzten sich, und da sah ich, daß dieser Buddhistenpriester blaue Augen hatte. Gleich danach wendete er sich ab und verschwand in der Gruppe der gelbgekleideten Asiaten.

Dies war meine erste Begegnung mit dem geheimnisvollen gelben Mönch.

Die zweite geschah wenige Tage später in einer völlig anderen Umgebung. Der Hotelpalast in Galle face Road in Colombo unterschied sich durch nichts von irgendeinem „First Class Hotel“ in Europa oder Amerika. Als ich meinen Mönch erblickte, unterhielt er sich gerade in einem, wie ich deutlich vernehmen konnte, tadellosen Englisch mit dem Hotelportier. Gleich danach schritt er dem Ausgang zu. In der Tür prallte er mit einer alten Engländerin zusammen; das Päckchen Zeitungen, das er in der Hand hielt, fiel zu Boden. Er bückte sich nicht sogleich, um es aufzuheben; aufrecht stand er der alten Dame gegenüber, deren halb empörter, halb überraschter Gesichtsausdruck ihren Unwillen ob der Anwesenheit des „Gelben“ in diesem feudalen Palast deutlich verriet.

Die Zeitungen, die dem Priester entglitten waren, lagen entfaltet am Boden; ich sah, es waren deutsche Blätter! Ihnen verdankte ich die Bekanntschaft des Buddhistenmönches.

Ich hatte die Blätter aufgehoben und sie, begleitet von einigen Worten, dem Mönch überreicht. Als er sich höflich bedankte, verriet seine Stimme die Überraschung, welche meine deutsche Ansprache ihm verursachte.

Die weintote Strafe.

Ich blieb an seiner Seite, und wir traten auf die Straße. Die Galle face Road wird in allen Reiseführern als die schönste Straße der Welt bezeichnet. Sie hat die Farbe von Bordeauxwein, und auf ihr bewegt sich die farbenfrohe Menge der Erde. Grau und braun und schwarz sind ihre Leiber; rot und blau und grün und weiß ist der Kattun, der sie bekleidet. Ich fand es schier unmöglich, die zahlreichen Rassen, aus denen die Bevölkerung besteht, zu unterscheiden.

Als hätte der Mönch meine Gedanken erraten, sagte er: „Sehen Sie, diese jungen Männer von schönem Wuchs, mit dem Schildpattkamm im langen Haar und den zierlichen Gesichtern, es sind Singhalesen. Hier der untersehte Mann mit den Kreidestrichen an der grauschwarzen Stirn und an den Armen ist ein Tamile, dagegen die hochgewachsene schöne Frau ist eine Rodija, sie gehört einer ganz niedrigen Rasse an.“ Er zeigte mir dickbäuchige Chettas, martialische Afghanen, Drawidier und Mischlinge, und er beschrieb mir ihre typischen Rassemerkmale. Obwohl ich diese ethnologische Belehrung interessant fand, hätte ich lieber einiges über den so vorzüglich deutsch sprechenden Buddhistenpriester selber erfahren.

Wir schritten in der Richtung von Mount Lavinia. Der Mönch sprach freundlich und unbeteiligt. Dieser nicht mehr junge Europäer in der gelben Mönchskutte schien nicht im geringsten neugierig. Er fragte nicht, wer ich bin, was ich mache, woher ich komme.

„Vater“, sagte ich und merkte, daß ihm die Anrede wohlthat. „Würden Sie, falls Ihre Zeit es erlaubt, mir einen Ihrer Tempel zeigen. Ich sah ja bereits so manches, aber in Ihrer Begleitung würde dies doch etwas anderes sein.“

„Leider geht es nicht; ich verlasse noch in dieser Stunde Co-

lombo. Aber . . . Er jann eine Weile nach, ehe er fortfuhr: „Sollten Sie nach Kandy kommen, erkundigen Sie sich im Zahntempel nach mir; Sie brauchen bloß nach dem weißen Mönch zu fragen, man wird Ihnen den Weg zu mir weisen.“ Er hob die Rechte an die Stirn und verließ mich.

Paradies im Paradiese.

Die Fahrt in die Berge Ceylons ist ein einmaliges Erlebnis. Ich befand mich noch keine sechs Stunden in Kandy, als ich den Mönch wieder sah. Ich fand ihn in einem kleinen Häuschen auf dem Wege zu den Wundergärten von Peradenija. Ich sah deutlich, daß mein Besuch ihm Freude bereitete.

Ich entließ meinen Riksha-Kuli, und der Mönch und ich legten zu Fuß den Weg zurück zu den Gärten von Peradenija, dieser Krone der Insel Ceylon. Stumm wanderten wir durch die Pfade und Alleen dieses irdischen Paradieses, über dem ein betäubender Duft lag. Vor einem märchenhaften Teich mit Lotusblüten blieb mein Begleiter plötzlich stehen und sagte: „Es gibt sicherlich keinen zweiten Ort auf der Welt, der sich mit der Pracht dieses Fleckchens Erde messen könnte. Und trotzdem, manchmal erwacht in mir die Sehnsucht nach einem unermeßlich largen Boden . . . einem Boden, den ich seit vielen Jahren nicht mehr betreten habe!“

Ueberrascht horchte ich auf und blickte in das Gesicht des Mönches. Doch er war bereits wieder verstummt und zeigte seine gewohnte undurchdringliche Miene. Die wenigen sehnsuchtsvollen Worte, die ihm anscheinend unbeabsichtigt entschlüpft waren, gaben mir den Mut zu fragen: „Sie sind doch Deutscher? Wollen Sie mir nicht einiges aus Ihrem Leben erzählen?“ Er antwortete nicht. Ich unterließ es, meine Frage zu wiederholen. Die Vergangenheit dieses Mannes, der den schlichten gelben Ueberwurf des Buddhistenpriesters mit der Bornehmheit eines alten Römers trug, war tot. Während der beiden Stunden, die ich in seiner Gesellschaft noch verbrachte, fiel kein einziges Wort über ihn selber.

Am folgenden Abend, als ich mein Hotel betrat, überreichte man mir ein kleines verschnürtes Päckchen. Neugierig öffnete ich es. Ich erblickte ein dickes Manuskript. Oben auf lag ein kurzes Schreiben des Mönches: „Lesen Sie diese Geschichte und sagen Sie mir nachher Ihr Urteil“, schrieb er. „Vielleicht werde ich mich eines Tages entschließen, die Arbeit zu veröffentlichen.“

„Ich will nichts verschweigen . . .“

Ich ging in mein Zimmer, stieg ins Bett und begann zu lesen. Als ich die Lektüre beendet hatte, konnte ich das ohrenbetäubende Getörmel und das schrille Flötenspiel, mit dem Buddha von seinen Dienern allmorgendlich begrüßt wird, vernehmen. Doch die geopferete Nacht reute mich nicht; ich hatte Einblick in ein Leben gewonnen, das wohl eines der abenteuerlichsten war, das mir jemals begegnete. Die mehrere hundert engbeschriebenen Blätter, die darüber berichteten, trugen keinen Titel. Oben auf der ersten Seite stand als Motto: „Ich will nichts verschweigen . . .“

Franz von Lauterstädt — so nannte sich der Schreiber — wurde in den siebziger Jahren in Süddeutschland geboren. Er stammt aus einer alten Soldatenfamilie, und so ist nur selbstverständlich, daß auch er Offizier wird. Bis zu seinem 26. Jahre verläuft sein Leben in normalen Bahnen. Da lernt er eines Tages eine junge Dame der Gesellschaft kennen und verliebt sich sterblich in sie. Zu seinem Unglück ist seine Angebetete schon verheiratet. Der junge Oberleutnant ist aber nicht gewillt, zu verzichten. Der Ehemann fühlt sich in seiner Ehre angegriffen und fordert ihn zum Duell. Das Ehrengericht bestimmt, daß der Oberleutnant die Forderung anzunehmen hat. Das Pistolenduell verläuft tragisch: Lauterstädt tötet seinen Gegner. Er wird zu einer längeren Festunashaft verurteilt.

Als Lauterstädt die Strafe verbüßt hat, ist er bereits ein anderer Mensch. Er nimmt seinen Abschied, wird Franziskanermonch und geht als Missionar nach China. Es ist die Zeit nach dem blutigen Boxeraufstand; das Vorhaben des jungen Missionars ist voller Gefahren, doch Lauterstädt ist das nur allzu recht.

(Fortsetzung folgt.)



Aus der guten alten Zeit!

Als Urgroßvater Johann-Ernst und sein Bruder Christoph Ludewig Gottlieb
im Jahre 1780 von Dresden nach Altona reisten — Von Hugo Seidel, Vertriebsdirektor a. D., Eutin.

Beim Sichten und Ordnen alter Familienurkunden fand ich einige Briefe meines Ur-Urgroßvaters Ludwig Christian Seidel an seine Frau und seine Kinder. Ludwig Christian Seidel wurde am 28. Januar 1741 in Marktbreit in Bayern geboren, zog später nach Mainz, lebte um 1785 einige Jahre in Eutin und starb nach einer längeren Reise, die ihn nach Amsterdam und „Pohlen“ geführt hatte, am 2. August 1796 in Wien.

Die alten Briefe mit ihrem verschnörkelten Stil bilden eine Quelle und Fundgrube von Lebenserfahrungen, die so gediegen und gründlich sind, daß sie im wesentlichen noch heute Geltung haben können. Diese Briefe werfen auf geschichtliche Geschehnisse zuweilen ein starkes Schlaglicht und lassen die „gute, alte Zeit“ trotz ihrer behaglichen Weitsehigkeit und Umstandskrämerei klarer und fester umrissen erstehen, als eine „Geschichte“ es je zuwege brächte.

Da gibt es z. B. einen Reiseplan, den mein Uhr für seine beiden Söhne Johann-Ernst und Christoph Ludewig Gottlieb in Dresden, wo sie bei ihrem Oheim und Paten, dem Prediger Georg Ernst Seidel, zur Erziehung geweiht hatten, ausgearbeitet hatte. Das Schriftstück lautet:

an

meine beide lieben Herzens Söhne

Johann Ernst und Christoph Ludewig Gottlieb Seidel
à Dresden.

Marßh-Route,

wonach meine Kinder sich pünktlich zu achten haben.

Den 30. April an einem Sontage des Morgens um 8 Uhr geht im Post Hauß zu Dresden die Leipziger Post Kutsche ab.

Einige Tage vorher mühet Ihr Euch in Dresden melten, und auf der Post daselbst einschreiben lassen, damit Ihr versichert seht, daß Ihr abfahren könnt, außerdem kan die Post Kutsche besetzt, und für Euch kein Platz mehr übrig seyn. Dies Versehen würde sodann mir vergebliche Kosten machen, indem ich Jemand nach Braunschweig sende, um Euch bey der Ankunft dieser Post Kutsche daselbst zu empfangen. Also pünktlich besorgt, was ich hiemit ausdrücklich zu Eurem Verhalten anordne.

Sontag den 30. April habet Ihr Euch bereits um 7 Uhr des Morgens in Dresden auf dem Post Hauße einzufinden und Euch bey den Post Paklern zu melten, daß Ihr mit der Post Kutsche nach Leipzig zu fahren bereits bezalet, also mitführet.

In der hintern Stub: bey Herrn Heil könnt ihr Euch bis zu Abgang der Post Kutsche aufhalten.

Wenn Euch der Post Sekretär nicht für halb Post-Geld angenommen hat, welches derselbe auf die Vorstellung, daß Ihr nur klein leicht und ohne Equipage anzusehen, thun muß und wird, wenn er Euch für halb Geld nicht annehmen sollte, so bezalet jeder bis Leipzig 1 Rthlr., 21 Grsch., also Ihr beide zusammen 3 Rthlr. und 18 Grsch. dem Post-Packer, wenn

er so groß ist und es verlangt jeder 1 à 2 Grsch. Auf der Leipziger und sonst auf den ferneren Post Kutschen werdet Ihr Euch sorgfältig hüten im Schlag quer zu sitzen, denn die Schlagtüre gehet zu Zeiten auf und Ihr sehet Euch der Gefahr aus hinaus zu stürzen, welches den meisten begegnet, welche so nahe sind, diesen Platz einzunehmen.

Ihr sollt Euch beyde nebeneinander in Postwagen hinein auf den 1ten und 2ten Platz setzen, welchen Ihr auch werdet besetzen können indem Ihr ja einige Tage vorher Euch schon habt einschreiben lassen.

Diese Post Kutsche gehet folgende Post Stationen als Meissen — Stauchitz — Hubertusburg — Würzen — Leipzig, 5 Stationen also. Auf jeder Station bezalet jeder dem Postillion 1 à 2 Groschen höchstens.

Den 1. May — Montage des Vormittags um 10 bis 11 Uhr komt die Post Kutsche in Leipzig an und geht ab Dinstag d. 2. May Mittags um 11 Uhr über Merseburg — Eisleben — Sangerhausen — Rosla — Stolberg, bis Stolberg gehet ein verdeckter Wagen. Daselbst gehet der sächsische Condukteur, Schafner oder Wagen Meister ab, und der Braunschweigische Wagenmeister nimmt alda die Passagiere in Empfang und fährt mit offenem Wagen bis Braunschweig folgende Stationen als von Stolberg nach Blankenburg — Hassenfeldt — Hesse — Wolfenbüttel und Braunschweig. Komt an Frentag d. 5. May gegen 11 bis 12 Uhr in Braunschweig. Von Leipzig bis Braunschweig sind in allen 10 Stationen, wo der Postillion auf jeder Station von Euch Trinkgeld und zwar wie bekant von jeden 1 à 2 Groschen empfanget.

Notamina für Leipzig.

Bey Ankunft in Leipzig steigt Ihr am Post Hauße ab. Gleich am Post Hauße ist der Raths Wein Keller im Gasthof. Allda sollt Ihr über nacht bis zum anderen Tage bleiben bis die Braunschweigische Küchen Post abgeht. So bald Ihr auf dem Raths Keller seht welches dem Ed Hauße ganz nahe und dichte bey an der Post ist, so verlanget Ihr ein kleines Zimmer und vermeldet an den Wirt meine beste Empfehlung mit der Anzeige, daß Ihr diese Nacht alda verbleiben und morgen mit

der Küchen Post nach Braunschweig reizen woltet. Indem Ihr angekommen u. abgestiegen auch bereits einquartiert seht, so sendet Ihr beiliegenden Brief an den Herrn Schwarz im Hotel de Barriere mit dem Hauß Knechte. Es ist aber mein ausdrücklicher Wille, daß Ihr durchaus nicht bey dem Herrn Schwarz logieren oder das allgeringste annehmen sollt, indem derselbe weil die Messe ist viel zu thun hat ich auch die demselben verursachte Kosten nicht mehr häufen mag und darf. Welche ordre Ihr demselben hiermit schriftlich vorzeigen, alle seine höfliche Anerbietungen durchaus nicht annehmen sollt, ausge-



Das Posthorn tönt über das weite Land
Eine Szene aus dem Ufa-Film „Das Postkonzert“

Phot. Ufa-Schulz
(10)

nommen wie folget: Bey Eurer Ankunft in Leipzig wird der Herr Schwarz bereits die Küchen Post nach Braunschweig beſtellt haben und ſogleich zu Euch kommen ſobald Ihr meinen Brief an denſelben durch den Hauß Knecht habt beſtellen laſſen. Natürlich, daß Ihr denſelben herzlich umarmt und in meinem Namen zu vielen malen herzet und küſſet.

Sogleich befragt Ihr Euch bey demſelben ob er die Poſt für Euch bereits beſtellt habe und bezalet den Augenblick ſeine Auslagen. Vermuthlich wenn Ihr nicht mit Halb Poſt Geld fort komet, ſo beträgt das Poſt Geld für jeden 3 Rthlr. 6 Grſch., alſo beyde 6 Rthlr. 12 Grſch. von Leipzig nach Braunschweig.

Solte wieder Vermuten der Herr Schwarz die Poſt noch nicht beſtellt haben, ſo eilet Ihr mit demſelben in der erſten Stunde Eurer Ankunft ſogleich auf das Poſt Hauß, laſſet Euch einſchreiben, bezalet und verſuchet womöglich um halb Poſt Geld fortzukommen.

Die Poſt Kutsche gehet wie ich ſchon geſagt habe Dienstag, den 2. May Mittag um 11 Uhr ab.

Um 10 Uhr ſeyt Ihr alſo ſchon am Poſt Hauße ſeyn, damit Ihr die Poſt ja nicht verſäumt. Solte der Herr Schwarz zur rechten Zeit Euch abzuholen verhindern: werden, ſo laſſet Euch durch den Hauß Knecht dahin bringen, zu dem Ende merket Euch Straße, Ort und Stelle, wo der Poſt Wagen abgeheth, damit Ihr nicht verirret, wie wohl meines Erinnerns an eben den Poſt Hauße die Poſt Kutsche abgeheth, wo Ihr angekommen ſeyt, alſo nahe an Eurem Logis. Es ergeheth übrigens auch an Euch meine ganz inſtändige Bitte, daß Ihr in Leipzig ohne Begleitung am allerwenigſten bey nacht ohne Begleitung durchaus nicht ausgehen ſolet. Es iſt Meſſe, viel Lermen und leicht kann Euch ein Unglück betreffen. In welchem Falle Ihr mich und Eure jorgfältige Mama ums Leben bringen und für Schreden den elöſlichen Tod zuziehen würdet. Den Gottlieb bitten und beſehlen wir, daß er dem Johann-Ernt nicht von der Seite gehen ſoll und von Johann-Ernt hoffen wir und ermahnen hiemit denſelben, daß Er ſeynen Bruder in Liebe immer beachten, nicht aus den Augen laſſen, beyde aber einander für Unglück, Leichthinn und Unachſamkeit warnen, einer dem andern alſo mit aller Aufmerkſamkeit und kluges Betragen vorleuchten ſol, damit keiner zu Schaden kome.

In Stolberg wechſelt der Wagen, von da aus habet Ihr einen ſehr hohen Berg zu ſteigen. Wenn andere Paſſagiers den Berg hinauf gehen, ſo folget zu Fuß nach und laufet nicht voraus, bleibt auch nicht zurück, denn es iſt der Harz Wald und in jedem Fall leicht möglich, daß man ſich verirren und unvermerkt von dem Poſt Wagen entfernen kan.

Hinter dem Poſt Wagen muß man niemalen gehen, ſondern unweit davon neben bey zur Seite. Wer den Berg hinauf gleich hinter dem Wagen folget der iſt ohne Rettung verloren wenn wie leicht möglich iſt, eine Kette ſpringt die Strenge reißen und der Wagen ſonach zurücklaufen kan. Solte der Wagen bey nacht den Berg hinauf fahren, ſo ſolt Ihr durchaus nicht ausſteigen, ich gebe es auf Euer Gewiſſen.

Freitag, den 5. May komt Ihr in Braunschweig an.

Indem Ihr bei Eurer Ankunft vom Poſt Wagen ſteiget, ſo gehet ſogleich ins Poſt Comtoir und bezalet für Poſt Geld von Braunschweig bis Hamburg 3 Rthlr. 6 Grſch., alſo beyde 6 Rthlr. 12 Grſch. In Braunschweig bleibet über nacht im Stern und machet Euch den anderen Tag bei guter Zeit eine halbe Stunde vor Abgang der Poſt Reiſefertig und erſcheinet jedesmal in Begleitung des Hauß Knechtes am Poſt Hauße, damit Euch der Poſt Wagen nicht zurücklaſſe. Die Poſt pfleget den 6. May Sonnabend Vormittag um 10 Uhr abzugehen.

Da aber Ankunft und Abgang der Poſten von ſchlimmen und guten Wetter abhängen, ſo habet Ihr allemal jorgfältig zu fragen, wann und zu welcher Zeit und Minute die Poſt wieder abgeheth, damit Ihr Euch danach richten und zur rechten Zeit vor dem Poſt Hauße erſcheinen könnet.

Anmerkung.

In Braunschweig pfleget die Poſt das Geld manchmalen nur bis Lüneburg zu nehmen. In dieſem Falle zalet jeder 2 Rthlr. 8 Grſch. von Braunschweig bis Lüneburg.

Es kan ſeyn, daß auf denen Poſten das Poſt Geld manchmal mehr oder weniger beträgt und daß bey Meßzeiten eine Abänderung in dieſen oder jenen anderen Fall vorkommt, welchen ich nicht vorausſehen kan. Ihr werdet Euch demnach wo meine Anzeigen nicht zutreffen gleichwohl klug zu verhalten bedacht leben. Dies wäre die Vorſchrift für Eure ganze Reiſe bis Hamburg. Wenn es möglich iſt, ſo wird jemand Euch in Braunschweig in Empfang nehmen, wo nicht ſo reiſet Ihr ungehindert ab. Gott wird Euch auch ohne dieß glücklich nach Hamburg bringen.

general Anmerkung.

1. Mann muß ſich bey Zeiten auf der Poſt melden, einſchreiben laſſen, bezalet und völlig geſichert ſeyn, daß mann abfahren kan.

2. Mann muß zur rechten Zeit vor Abgang der Poſt am Poſt Hauße erſcheinen und lieber eine halbe Stunde vorher kommen um ſolche nicht zu verſäumen.

2. Mann muß zur rechten Zeit vor Abgang der Poſt am Stunde genau erkundigen und den Poſt Fader, Wagenmeiſter oder Poſtillion ſagen, wo man logiret, welche den Paſſagier wenn er es verlange in das Wirth Haus für ein Trinkgeld von 2 Grſch. jehr gern hinbegleiten und vor Abgang der Poſt abholen. Doch man muß ſich auf das abholen nicht ganz verlaſſen.

4. Auf die Equipage (Gepäck) Geld und alles was ein Paſſagier bey ſich hat muß derſelbe jorgfältig Acht geben.

5. Auf der Reiſe mit dem Geld ſparſam umgehen.

Dem Poſtillion, was demſelben an Trinkgeld gebühret, höchſtens 2 Grſch. p. Station und nicht mehr bezalet, denn dergleichen Leute geben wenig Dank dafür. Keinem Condukteur iſt der Paſſagier ein Trinkgeld ſchuldig. Wäre derſelbe indeſſen wie es oft geſchiehet ſo grob und verlangte es, ſo muß mann demſelben mit Verachtung 2 Grſch. hingeben und dafür demüthigen. Es ſeye dann daß derſelbe den Paſſagier unter Wegs auf ſeyne ordre vorzügliche Dienſte geleistet hat, wofür die Dankbarkeit allenthalben zu allen Zeiten Pſlicht iſt. Nicht familiär oder gemein muß mann ſich mit demſelben machen, aber eine höfliche Begegnung hält ihn ab grob zu ſeyn und verbindet denſelben wenigstens in etwas gefällig ſich zu betragen. So giebt es auch höfliche Wagenmeiſter, dergleichen ich Euch wünſche für Eure Reiſe.

6. Mann muß ſich bei nachts des Schlafes ſo viel möglich enthalten. Es iſt immer gefährlich wenn der Paſſagier zu viel ſchläft.

7. Gute, warme Suppen auf der Reiſe ſind am wohlſteilſten und der Geſundheit am zuträglichſten. Cofee auch, Branntwein ſo wenig als ſeyn kan. Bier und Waſſer mit Vorſicht. Wein ſchmeckt gut, aber vom Allerbeſten.

Wenn und Eurer Mutter Seegen, der Seegen Eures beſten Herrn oncle und Frauen Tante begleite Euch und bringe Euch unter der Gnaden Aufſicht Gottes unbeſchädigt in beſten Wohlſeyn glücklich zu uns.

Grüßet und küſſet mir Frau Tante, Herrn oncle und die kleinen Vettern und mademoiſelle Schweſter.

Wir Eure liebe Frau Groß Mama, Schweſter und Brüder, wir alle warten auf Eure glückliche Ankunft mit herzlichem Verlangen und werden Euch mit tauſent Freuden empfangen. Ich bin mit aller väterlichen Liebe

Euer treuer, jorgfältiger Vater

Ludwig Chriſtoph Seidel von Bannershof.

Altona, den 18. April 1780.

Suchet Jeſum und ſeyn Licht, alles andere hilft Euch nicht.

Aber alle jorgfältige Mühung war umſonſten. Denn die Familienchronik beſagt: weil aber gerade ein Advokat, namens Diedrichſen, des Vaters Freund, von Dresden zurück und zwar zu Waſſer reiſen wollte, ſo wurden die Knaben ſeiner Obhut anvertraut und unter mancherlei und merkwürdigen Schickſalen und vielfachen Entbehrungen über Wittenberg und Magdeburg in die harrenden Arme der frohen Kelter und Geſchwüſter geführt, Anfangs May 1780.

Die Ehrenfriedersdorfer Schützenmühle

wird als Ausstellungsobjekt in der Karl-Stülpner-Ausstellung, die gegenwärtig noch in Ehrenfriedersdorf im Hotel „Deutscher Kaiser“ zu sehen ist, gezeigt. Unsere Leser wissen aus dem Roman unserer Heimatblätter, daß Karl Stülpner in diesem Hause bei Hillig gewohnt hat, dem man den Namen „die Schützenmühle“ gab. Das Haus ist noch heute in Ehrenfriedersdorf zu sehen und wird als ein Andenken an den Schützen Stülpner getreulich behütet. — Unser Bild zeigt den einfachen Fachwerkbau, um den bekannte Persönlichkeiten aus dem Leben Stülpners gestellt sind. Man läßt sich am besten beim Besuch der Ausstellung von dem Maler Klumpp, der ja der Unternehmer dieser Ausstellung ist, selbst erklären, um welche Begebenheiten es sich bei diesem Ausstellungsstück handelt. Interessant ist, daß der Künstler in diese Mühle hinein auch die Szene von der gestörten Hochzeitsfeier gestellt hat, bei der ja bekanntlich Stülpner sehr energisch



zugreift und sich Geltung verschafft. Besondere Beachtung findet auch die Darstellung der Begegnung des Försters mit Karl Stülpner, dessen Büchse am Baum gelehnt, freudig von dem Förster ergriffen wird, in der Annahme, daß jetzt der Raubschütz in seiner Gewalt ist. Doch siehe — das Bild zeigt es uns —, hinterm Busch lauern die Spießgesellen Stülpners, dessen Büchsen ganz gewiß auch sehr gut geschossen hätten, wenn der Förster Stülpners Büchse behalten hätte. Er lehnte sie aber fein sorglich wieder zurück an den Baum und mußte erkennen, daß Stülpner ihn nur überlistet hatte. Stülpner war nicht zu fassen, seine Verstecke blieben geheim, geheim blieb auch die Höhle Karl Stülpners am Greifenstein, von der uns hier ebenfalls ein Bild gezeigt wird, welches in wohlgelungener Wiedergabe von dem Maler Klumpp gegenwärtig in Ehrenfriedersdorf ausgestellt wird. Diese Höhle war außerordentlich geschickt angelegt; sie hatte mehrere Ausgänge und war gegen fremden Zutritt absolut gesichert. Aber Karl Stülpner hat dennoch diese Höhle nur in Zeiten persön-

licher Verfolgung aufgesucht. Er war kein Raubschütz und er hatte keine geraubten Waren zu verbergen, wie etwa in der Nachkriegszeit bei uns sogenannte Diebeshöhlen angelegt wurden. Das ist der große Unterschied, den wir zwischen Karl Stülpner und den gewöhnlichen Raubschützen zu machen haben. Stülpner hat im Gegenteil sehr, sehr oft bewiesen, daß er für das Recht einstand und ohne viel Federlesens selbst mit allerhand Bösewichten abrechnete, die als Wegelagerer unschuldige Opfer auslauerten usw. Er war ein freier Schütz und ließ sich wohl in dieser Beziehung von niemandem Bindungen auferlegen. Der Wald gehörte ihm, so meinte er, und niemand könne ihn aus dieser seiner natürlichen Heimat vertreiben. Wer all diese Einzelheiten einmal kennen lernen will, dem empfehlen wir an dieser Stelle die Anschaffung des illust. Karl-Stülpner-Romans, der jederzeit zum Preis von 2 M durch unseren Verlag zu beziehen ist.

